In dreihundert Jahren eine Deutschschweizer Einheitsmundart?

Autor(en): **Auf der Maur, Franz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **48 (1992)**

Heft 6

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-421628

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

In dreihundert Jahren eine Deutschschweizer Einheitsmundart?

Von Franz Auf der Maur

In der Schweiz gibt es vier Landessprachen, nämlich das Deutsche, das Französische, das Italienische und das Rätoromanische. Daneben kommen im Deutschen zahlreiche Mundarten vor. Diese «Alltagssprachen» werden in der deutschen Schweiz, leider, immer wichtiger – wie auch als Fremdsprache das Englische.

Vor hundert Jahren noch kannte fast jedes Tal, jedes Dorf seine eigene Mundart. Auch wenn sich die Lokalsprachen eines Gebietes nur in geringem Maß voneinander unterschieden, konnten Kenner doch problemlos die Herkunft der Sprechenden feststellen. Ja in den Städten gab es sogar Ansätze von Quartiersprachen. Einzelne Wörter oder eine bestimmte Betonungsweise verrieten, ob jemand aus der Unterstadt oder aus der – vornehmeren – Oberstadt stammte. Sicher spielte da auch die soziale Schichtung eine Rolle. Noch immer versuchen sich ja ältere Angehörige des Basler oder Berner Patriziats durch ihre Sprechweise vom «gewöhnlichen Volk» abzuheben.

Thurgauer in St. Moritz

Solche Marotten sind, man mag's bedauern oder begrüßen, am Verschwinden. Sprachforscher stellen überall ein Abgeschliffenwerden der einst so ausgeprägten Verschiedenheiten fest. Die gesteigerte Mobilität führt dazu, daß sich die Mundarten einander annähern. Während früher die wenigsten Leute ihren Geburtsort je verließen, kommt man heute schon in jungen Jahren recht ordentlich herum. Ein gebürtiger Thurgauer etwa (Vater Basler, Mutter Appenzellerin) zieht mit seinen Eltern nach dem dritten Schuljahr ins Solothurnische, macht seine Optikerlehre dann in Bern, bildet sich im vielsprachigen Weltkurort St. Moritz weiter, leistet seinen Militärdienst im Kanton Uri und heiratet schließlich eine Luzernerin. Erster Wohnsitz des Paares ist St. Gallen...
Kein Wunder, gibt es da Sprachforscher, die den einzelnen Mundarten noch eine Lebensdauer von etwa dreihundert Jahren geben. Im Jahre 2300 dürfte dieser Theorie zufolge die umgangssprachliche Vielfalt in einer Schweizer Einheitsmundart aufgegangen sein. Genauer gesagt, würde eine Deutschschweizer Einheitsmundart entstehen. Im Welschland und im Tessin liegen die Verhältnisse anders. In der Westschweiz sind die Mundarten der Literatursprache weitgehend gewichen.

Mundart im Vormarsch

Könnte sich auch in der deutschen Schweiz einmal eine solche Entwicklung anbahnen – daß also die Mundarten überhaupt verschwinden und durch das Hochdeutsche abgelöst würden? Im Moment deutet gar nichts darauf hin. Ja es zeichnet sich sogar eine Gegenbewegung ab: In immer mehr Bereiche, wo früher Hochdeutsch gesprochen wurde, dringen die Mundarten vor.
Bestes Beispiel sind die elektronischen Medien Radio und Fernsehen. Bei Ansagen und in Sendungen gewinnt die Mundart deutlich an Boden – oder das, was die Medienschaffenden am Mikrofon für Mundart halten. Es kann ja gar nicht gutgehen, wenn ein Jüngling am Lokalsender die schriftdeutsch abgefaßten Telexmeldungen spontan ins Schweizerdeutsche übertragen will – und dabei nicht merkt, daß die beiden Sprachformen zum Teil einen unterschiedlichen Satzbau haben.
Im Schriftlichen dagegen konnte sich die Mundart kaum durchsetzen. Zwar gibt es einzelne Ansätze (ein Gasthof heißt «Acher» statt «Acker», in Kleinanzeigen wird ein «Schmusichätzli zum Verwööne» gesucht), doch sonst behauptet sich die Hochsprache problemlos. Man stelle sich vor, dieser Beitrag hier wäre, weil der Verfasser Berner ist, in Berndeutsch abgefaßt – nach drei Sätzen hätten neun von zehn Leserinnen und Lesern aufgegeben. Nein, das Schriftdeutsche hat schon seine Vorzüge. Mag sein, daß in dreihundert Jahren, wenn die von gewissen Sprachforschern vorhergesagte Deutschschweizer Einheitsmundart Wirklichkeit geworden sein sollte, dann auch eine Deutschschweizer Schriftsprache aufkommen könnte. Sie müßte künstlich geschaffen werden, denn allgemeinverbindliche Regeln, wie Mundart zu schreiben sei, gibt es nicht.

Zum deftigen Snack ins «Chicago»

Vorderhand sieht es indessen nicht danach aus, als ob das Schweizerdeutsche (das es als solches ja ohnehin gar nicht gibt) je in den Rang einer Schriftsprache erhoben würde. Im Alltag kommen wir sehr gut mit dem Nebeneinander von Hochsprache und Mundart aus. Daß durch die Medien immer mehr typisch bundesdeutsche Wendungen in der Schweiz Fuß fassen, regt kaum jemanden auf. Nur wenn eine einheimische Illustrierte ein besonderes «deftiges» Gericht anpreist, hagelt es – vorläufig noch – Protest-Leserbriefe.
Auffallender ist das Überhandnehmen englischer beziehungsweise amerikanischer Bezeichnungen. Ein kurzer Spaziergang durch jede beliebige Stadt liefert da reichlich Material. Vom Snack-Center geht's frischgestärkt zum Top-Shop und zum Flowerpot, dem Funky Jellow folgt ein

Sweater Shop. Und wer mit dem Snack nicht genug in den Magen bekommen hat, besucht anschließend ans Shopping das «Chicago» oder das «San Francisco».
Die Schweiz ist eingebunden in eine Welt, deren Kulturen sich einander immer stärker annähern. Dies wirkt sich begreiflicherweise auch auf die lokalen Sprachlandschaften aus. Ein hochindustrialisierter Dienstleistungsstaat wie die Eidgenossenschaft der Gegenwart lebt vom Handel (Exportindustrie) und Tourismus. Gleichzeitig sind die Bewohner unseres Alpenlandes im Herzen Europas hochmobil: Ferien auf Mauritius, Geschäftsreise nach Los Angeles, Kegelklubausflug nach Hongkong. Daß unter solchen Umständen die Leute anders denken und auch anders reden als die Romanfiguren in Gotthelfs Bauerngeschichten, darf nicht erstaunen.

In der Schule Mundart lernen?

Der Sprachwandel erscheint, wie der Landschaftswandel, unaufhaltbar. Das Rad der Zeit läßt sich nicht zurückdrehen. Indessen darf dies nicht bedeuten, nun solle alles harmonisch Gewachsene leichthin preisgegeben werden. Sprache ist ja nicht nur ein Verständigungsmittel, sondern stets auch Kulturträgerin.
Es ist freilich schwierig zu sehen, wer die Aufgabe, das überlieferte Wortgut am Leben zu erhalten, übernehmen müßte. Die Schule hat ja schon genug damit zu tun, den Heranwachsenden die Grundbegriffe des Hochdeutschen in Wort und Schrift beizubringen; besondere Lektionen zur bewußten Pflege der Mundart liegen bei den ohnehin überlasteten Stundenplänen kaum noch drin.
Wie schön wäre es, wenn sich dieser Beitrag über die Sprachlage mit einem optimistischen Blick in die Zukunft beenden ließe. Versuchen wir es so: In einer Zeit, da die Leute immer weniger lesen (bei dieser Gelegenheit besten Dank, daß Sie bis hierher durchgehalten haben!), darf man froh sein, wenn sie immer noch miteinander reden und nicht nur, im Beruf und während der Freizeit, stumm vor einem Bildschirm sitzen. Ob das Gesagte dann auch den strengen Anforderungen von Sprachgelehrten genügen kann, ist wohl weniger wichtig.